

Auszug (Kapitel 1) aus:  
Udo Kuckartz (2014). Qualitative Inhaltsanalyse:  
Methoden, Praxis, Computerunterstützung.  
Weinheim und Basel: Beltz Juventa. 2. Auflage.  
S. 13-25.

# Kapitel 1

## Qualitative Daten auswerten – aber wie?

- In diesem Kapitel erfahren Sie etwas über
- die Unterscheidung von qualitativen und quantitativen Daten,
- die Doppeldeutigkeit des Begriffs „qualitative Datenanalyse“,
- die Merkmale von qualitativer, quantitativer und Mixed Methods-Forschung,
- die zentrale Stellung der Forschungsfrage für die Analyse,
- die Notwendigkeit von methodischer Strenge, auch in der qualitativen Forschung.

### 1.1 Qualitativ, quantitativ – einige notwendige Vorab-Klärungen

Was bedeuten die Begriffe „qualitative Daten“ und „quantitative Daten“? Während der Begriff „quantitative Daten“ – auch von Laien – ohne Umschweife mit Zahlen, Statistiken und im ökonomischen Bereich möglicherweise mit Kosten assoziiert wird, ist der Begriff „qualitative Daten“ nicht gleichermaßen selbsterklärend, denn er hat in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen wie auch im Alltagsleben sehr verschiedene Bedeutungen. Im Bereich des Personalwesens umfasst er beispielsweise solche Bereiche wie Mitarbeiterzufriedenheit, Leistungsbereitschaft oder Betriebsklima – im Gegensatz zu den quantitativen (harten) Daten wie etwa Personalkosten, Mitarbeiterzahl etc. Für Geographen sind die Einwohnerzahlen von verschiedenen Gemeinden typische quantitative Daten, während es sich bei der Einteilung einer Gemeinde nach Nutzungszonen um qualitative Daten handelt. In der Psychologie versteht man unter qualitativen Daten häufig nominalskalierte Daten, d.h. eigentlich einen Datentyp aus dem Bereich standardisierter quantitativer Forschung. Dort findet man sogar Lehrbücher, die den Begriff „Qualitative Daten“ im Titel führen, in denen es tatsächlich aber um quantitative Analyseverfahren für kategoriale Daten geht (so Rudinger, Chaselon, Zimmermann, & Henning, 1985).

Im Rahmen dieses Buches soll mit folgender pragmatischer Definition gearbeitet werden:

Als quantitative Daten werden numerische Daten, also Zahlen, bezeichnet. Qualitative Daten sind demgegenüber vielfältiger, es kann sich um Texte, aber auch um Bilder, Filme, Audio-Aufzeichnungen, kulturelle Artefakte und anderes mehr handeln.

Trotz der Multimedia-Revolution, die in der letzten Dekade stattgefunden hat, und trotz der allerorten diagnostizierten epochalen Verschiebung zum Visuellen in unserer Kultur, sind es im Bereich der Sozialwissenschaften, der Psychologie und der Erziehungswissenschaften nach wie vor Texte, die den dominierenden Typ qualitativer Daten darstellen. Die im Folgenden vorgestellten Methoden qualitativer Inhaltsanalyse sind für den Datentyp „Text“ konzipiert und in den dargestellten Beispielen werden auch ausnahmslos Texte verwendet, prinzipiell sind die Methoden allerdings ebenso auf andere Arten qualitativer Daten wie Bilder, Filme etc. übertragbar.

Anders als dies in der Methodenliteratur häufig geschieht, betrachte ich qualitative Daten keineswegs als Daten von minderer Qualität. Die Vorstellung, dass es analog zur Wertigkeit von Skalen – zuunterst Nominal-, dann Ordinal- und zuoberst Intervallskala – auch eine Wertigkeit von Analyseformen gäbe und die eigentliche Wissenschaft erst mit Quantifizierung und der statistischen Analyse quantitativer Daten beginnen würde, ist abwegig und wird durch einen Blick in andere wissenschaftliche Disziplinen eindeutig widerlegt. In vielen Wissenschaftszweigen, nicht zuletzt in der Geo-Physik und in der Medizin, arbeitet man mit nicht-numerischen Daten wie etwa im Bereich der hoch entwickelten bildgebenden Verfahren der Medizin (MRT, MRI, NMRI etc.). Qualitative Daten sind keineswegs eine *schwache* Form von Daten, sondern eine *andere* Form, die auch andere nicht minder komplexe und methodisch kontrollierte Analyseverfahren erfordern.

Bernard und Ryan (2010, S. 4–7) haben auf die Doppeldeutigkeit des Begriffs „qualitative data analysis“ (qualitative Datenanalyse) hingewiesen, die sogleich erkennbar wird, wenn man die drei Wörter „qualitative“, „data“ und „analysis“ auf unterschiedliche Weise zusammenklammert. Während mit (qualitative data) analysis die Analyse von qualitativen Daten – also im obigen Sinne von Texten, Bildern, Filmen etc. – gemeint ist, bedeutet qualitative (data analysis) die qualitative Analyse von Daten aller Art – also sowohl von qualitativen wie von quantitativen Daten. Folgt man dieser Differenzierung von Daten und Analyse ergibt sich folgende Vier-Felder-Tafel<sup>1</sup>:

---

<sup>1</sup> Die Vier-Felder-Tafel nimmt eine ältere von Alan Bryman (1988) stammende Differenzierung auf, in der allerdings anstelle von qualitativen und quantitativen Daten von qualitativer und quantitativer Forschung die Rede war. Die Felder B und C der Tabelle rubriziert Bryman als „inkongruent“.

Tab. 1: Qualitative und quantitative Daten und Analyse  
(nach Bernard & Ryan, 2010, S. 4)

Analyse	Daten	
	qualitative	quantitative
qualitative	A Interpretative Textauswertung, Hermeneutik, Grounded Theory etc.	B Suche und Darstellung der Bedeutung von Resultaten quantitativer Verfahren
quantitative	C Transformation von Worten in Zahlen, klassische Inhaltsanalyse, Worthäufigkeiten, Wortlisten etc.	D Statistische und mathematische Analyse numerischer Daten

Die Tabelle macht offensichtlich, dass es nun quasi zwei erwartete und zwei zunächst unerwartete Felder sind, die man in der Vier-Felder-Tafel zu sehen bekommt. Das linke obere Feld A und das rechte untere Feld D erscheinen uns wohlbekannt:

Feld A beinhaltet die *qualitative Analyse von qualitativen Daten*, etwa in Form hermeneutischer Analysen, der Grounded Theory oder anderer qualitativer Analysetechniken. Feld D, die *quantitative Analyse von quantitativen Daten*, ist uns ebenfalls vertraut. Hier geht es um den Einsatz von statistischen Verfahren, also der typischen Analyseform für numerische Daten. Die Tabelle zeigt allerdings auch zwei nicht unbedingt erwartete Felder, nämlich die qualitative Analyse von quantitativen Daten (Feld B) und die quantitative Analyse von qualitativen Daten (Feld C). Letzteres kann etwa in der Auswertung der Häufigkeit von Wörtern und Wortkombinationen bestehen. Die qualitative Analyse von quantitativen Daten (Feld B), sprich die interpretative Arbeit bei quantitativen Daten, beginnt dann, wenn die statistischen Verfahren durchgerechnet sind und die Resultate in Form von Tabellen, Koeffizienten, Parametern und Schätzungen vorliegen. Nun heißt es die Bedeutung der Resultate zu interpretieren und die Substanz der Resultate herauszuarbeiten. Ohne diese qualitative Analysearbeit bleiben die bloßen Zahlen steril und im wörtlichen Sinn *nichtssagend*.

Die Differenzierung von Bernard und Ryan macht deutlich, dass die Art der Daten nicht zwingend die Art der Analyse determiniert. Rückt man von der Annahme einer solch zwingenden Verbindung zwischen Datentyp und Analysetyp ab, wird deutlich, dass durchaus eine quantitative Analyse qualitativer Daten wie auch eine qualitative Analyse quantitativer Daten möglich sind. Es besteht also kein Grund zu der Annahme eines tiefen Grabens zwischen qualitativer und quantitativer Perspektive. Im Alltag – wie auch in der Wissenschaft – hegen wir Menschen sogar eher einen natürlichen Hang

zur Methodenkombination: Wir bemühen uns stets beide Perspektiven im Auge zu behalten, den qualitativen und den quantitativen Aspekt sozialer Phänomene.

## 1.2 Qualitative, quantitative und Mixed Methods-Forschung

Von einem Buch über die Auswertung qualitativer Daten erwartet man möglicherweise nicht nur eine Definition der Begriffe „qualitative Daten“ und „quantitative Daten“, sondern eine Definition des Begriffs „qualitative Forschung“, die über die Formulierung „Erhebung und Auswertung nicht-numerischer Daten“ hinausgeht. Einschlägige Definitionen gibt es in großer Zahl und zahlreich sind auch die Versuche der Gegenüberstellung von quantitativer und qualitativer Forschung (so z.B. bei Lamnek, 2005, S. 272). Flick, der sein Lehrbuch „Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung“ (Flick, 2007a) mit einem Abschnitt zur Aktualität und zur Geschichte qualitativer Forschung beginnt, schreibt der qualitativen Forschung eine prinzipiell andere Grundhaltung zu:

„Qualitative Forschung ist von anderen Leitgedanken als quantitative Forschung bestimmt. Wesentliche Kennzeichen sind dabei die Gegenstandsangemessenheit von Methoden und Theorien, die Berücksichtigung und Analyse unterschiedlicher Perspektiven sowie der Reflexion des Forschers über die Forschung als Teil der Erkenntnis.“ (Flick, 2007a, S. 26)

Nun würden zumindest hinsichtlich des letzten Punktes (kritische Reflexion der eigenen Forschung) Protagonisten quantitativer Forschung vermutlich den impliziten Vorwurf zurückweisen, sie würden dies in ihrer Forschung nicht tun. Die Unterscheidungsmerkmale „Gegenstandsangemessenheit von Methoden und Theorien“ und „Analyse unterschiedlicher Perspektiven“ werden zumindest dann problematisch, wenn sie als Abgrenzung zu Mixed Methods-Ansätzen dienen sollen, denn diese Ansätze, die sich in den USA häufig als „third methodological movement“<sup>2</sup> verstehen (vgl. Tashakkori & Teddlie, 2009, S. IX), schreiben sich eben genau diese Merkmale auf die eigenen Fahnen und haben damit keineswegs unrecht. Schließlich konstatiert auch Flick sowohl für qualitative wie für quantitative Forschung die Existenz von Grenzen hinsichtlich dessen, was sich mit dem jeweiligen Ansatz erforschen lässt, woraus sich plausibel die Forderung nach der Integration und Kombination der beiden Forschungsarten herleiten lässt.

---

<sup>2</sup> Aus diesem Blickwinkel gilt das quantitative Paradigma als das erste und das seit den 1970er Jahren existierende qualitative Paradigma als das zweite „Movement“.

Die qualitative Forschung präsentiert sich heute als ein kaum überschaubares Feld von einzelnen, teilweise exotisch anmutenden Methoden und Techniken<sup>3</sup>. Tesch hatte bereits Anfang der 1990er Jahre den Versuch unternommen, die Vielfalt der Ansätze qualitativer Forschung in eine übersichtliche Ordnung zu bringen. Ergebnis war ein Tableau von fast 50 verschiedenen qualitativen Ansätzen, Strömungen und Analyseformen, die vom „Action Research“ bis zum „Transformative Research“ reichten (Tesch, 1992, S. 58f.). Tesch hatte diese Vielfalt in einer *Cognitive Map* geordnet und die Ansätze danach unterschieden, ob sich das Forschungsinteresse a) auf die Charakteristika von Sprache, b) auf die Entdeckung von Regelmäßigkeiten, c) auf das Verstehen der Bedeutung des Textes bzw. der Handlung oder d) auf Reflexion richtet.

Es scheint, als fühle sich fast jeder Autor und jede Autorin eines Lehrbuchs qualitativer Methoden immer wieder aufs Neue verpflichtet, eine Systematik qualitativer Ansätze zu erstellen. Die Ergebnisse solcher Systematisierungen unterscheiden sich stark: Beispielsweise kommt Creswell fast ein Jahrzehnt später als Tesch zu einer komplett anderen Differenzierung und unterscheidet fünf verschiedene (Haupt-)Ansätze von qualitativer Forschung: „Narrative Research“, „Phenomenology“, „Grounded Theory Research“, „Ethnography“ und „Case Study“ (Creswell in Miller & Salkind, 2002, S. 143f.). Gegenüber Teschs am Forschungsinteresse ausgerichteter Differenzierung sind bei Creswell einerseits wissenschaftstheoretische und andererseits forschungspragmatische Gesichtspunkte leitend.

Es ist hier nicht der Ort für eine Synopse dieser Vielzahl von Systematisierungen, sondern es soll lediglich auf die Existenz einer schillernden Vielfalt qualitativer Ansätze verwiesen werden, denen kein einheitliches theoretisches und methodisches Verständnis zu Grunde liegt (vgl. Flick, 2007a, S. 29f.). Demzufolge sind auch die Definitionen von „qualitativer Forschung“ sehr different. Manche Elemente wie Fallbezogenheit, Authentizität, Offenheit und Ganzheitlichkeit findet man nahezu in jeder Definition. Es soll an dieser Stelle genügen, auf die zwölf Kennzeichen qualitativer Forschungspraxis zu verweisen, die von Flick, Kardorff und Steinke genannt werden (Flick, Kardorff, & Steinke, 2005, S. 24):

1. Methodisches Spektrum statt Einheitsmethode
2. Gegenstandsangemessenheit von Methoden
3. Orientierung am Alltagsgeschehen und/oder Alltagswissen
4. Kontextualität als Leitgedanken
5. Perspektiven der Beteiligten
6. Reflexivität des Forschers

---

<sup>3</sup> Dieser Eindruck stellt sich jedenfalls ein, wenn man das „Handbook of qualitative research“ von Denzin und Lincoln (2000) oder die Abstract-Bände der Qualitative Inquiry Konferenzen zur Hand nimmt ([www.icqi.org](http://www.icqi.org)).

7. Verstehen als Erkenntnisprinzip
8. Prinzip der Offenheit
9. Fallanalyse als Ausgangspunkt
10. Konstruktion der Wirklichkeit als Grundlage
11. Qualitative Forschung als Textwissenschaft
12. Entdeckung und Theoriebildung als Ziel

In der Methodenliteratur findet man aber nicht nur die Position einer strikten Gegenüberstellung von quantitativer und qualitativer Forschung. So vertritt Oswald in seinem programmatischen Handbuchartikel „Was heißt qualitativ forschen“ (Oswald, 2010) den Standpunkt, dass qualitative und quantitative Methoden auf einem Kontinuum liegen, dass es also Gemeinsamkeiten und Überschneidungen sowie vielfältige sinnvolle Kombinationsmöglichkeiten gibt. Auch in der quantitativen Forschung gibt es, so Oswald, qualitative Merkmale (meist Kategorialdaten genannt) und auch dort werden die Ergebnisse statistischer Analysen *interpretiert*. Umgekehrt findet man auch in der qualitativen Forschung Quasi-Quantifizierungen, was sich in der Verwendung von Begriffen wie „häufig“, „selten“, „in der Regel“, „typischerweise“ etc. manifestiert. Ergebnis von Oswalds Überlegungen ist folgende instruktive Beschreibung der Differenz von qualitativer und quantitativer Forschung:

„Qualitative Sozialforschung benutzt nichtstandardisierte Methoden der Datenerhebung und interpretative Methoden der Datenauswertung, wobei sich die Interpretationen nicht nur, wie meist bei den quantitativen Methoden auf Generalisierungen und Schlussfolgerungen beziehen, sondern auch auf die Einzelfälle.“ (Oswald, 2010, S. 75)

Was in Oswalds Position schon durchscheint, nämlich dass qualitative und quantitative Methoden sich keineswegs wechselseitig ausschließen, das wird im Diskurs um *Mixed Methods*, der sich im letzten Jahrzehnt im angelsächsischen Raum zu einer Bewegung entwickelt hat, offensiv in den Mittelpunkt gestellt. Beim Mixed Methods-Ansatz handelt es sich – im Selbstverständnis der Protagonisten – um ein neues zeitgemäßes Methodenverständnis, das die alte Dualität der Ansätze in einem neuen dritten Paradigma aufhebt. Autoren wie Creswell, Plano, Tashakkori, Teddlie und viele andere haben den Mixed Methods-Ansatz immer detaillierter ausformuliert und sehr vielfältige und präzise Designvorschläge für Mixed Methods-Forschung ausgearbeitet<sup>4</sup>. *Forschungspraktisch* außerordentlich interessant und relevant sind die Vorschläge dieser Autorinnen und Autoren für Forschungspro-

---

<sup>4</sup> Einen guten Überblick über die vielen Facetten des Mixed Methods-Ansatzes gibt das von Tashakkori und Teddlie herausgegebene SAGE Handbook of Mixed Methods (2010).

jekte in vielen Wissenschaftsdisziplinen. *Methodologisch* verdienen in diesem Kontext auch die Arbeiten von Udo Kelle zur Methodenintegration Erwähnung (Kelle, 2007a). Während der Ansatz der Mixed Methods-Bewegung dem Pragmatismus verpflichtet ist (vgl. Creswell & Plano Clark, 2010, S. 22–36), setzt Kelle (2007a) wissenschaftstheoretisch an, nämlich an der Erklären-Verstehen-Debatte, die seit mehr als hundert Jahren die Kontroverse zwischen Geistes- und Naturwissenschaften prägt. Sein Konzept der Methodenintegration ist ein methodologisches, ihm geht es darum, Methodenkombination auf einer wesentlich tiefer liegenden Ebene zu fundieren. Kelle kehrt quasi zu den Anfängen der empirischen Sozialforschung und der Qualitativ-quantitativ-Kontroverse zurück, fragt, wie sozialwissenschaftliche, empirisch fundierte Theoriebildung möglich ist und gelangt zu einem Konzept „verstehender Erklärung“, das im Prinzip schon in den Forschungsarbeiten Max Webers zu entdecken ist (vgl. Kuckartz, 2009).

### **1.3 Die Herausforderung qualitativer Datenauswertung in der Forschungspraxis**

Die methodische Orientierung empirischer Forschung in den Sozialwissenschaften, der Erziehungswissenschaft, den Gesundheitswissenschaften, der Politikwissenschaft und in abgeschwächter Form auch in der Psychologie hat sich seit Beginn der 1990er Jahre verschoben: Qualitative Forschung, noch in den 1980er Jahren weit im Hintertreffen, hat sich zunehmend etablieren können und erfreut sich heute insbesondere beim wissenschaftlichen Nachwuchs großer Beliebtheit. Tagungen und Konferenzen wie das *Berliner Methodentreffen*<sup>5</sup> oder der *International Congress of Qualitative Inquiry*<sup>6</sup> repräsentieren die riesige Resonanz, die qualitative Forschung heute weltweit erzeugt.

Mit der Verschiebung der Forschungsmethoden in Richtung qualitative Methoden ist eine große Ausweitung der entsprechenden Methodenliteratur, insbesondere der englischsprachigen Literatur, einhergegangen. Diese Literatur befasst sich überwiegend mit Erhebung und Design qualitativer Forschung, während Fragen der Auswertung qualitativer Daten weniger Beachtung findet.

In einem deutschsprachigen Doktorandenforum konnte ich neulich folgenden Hilferuf einer Diplomandin lesen:

---

5 Website: [www.berliner-methodentreffen.de](http://www.berliner-methodentreffen.de)

6 Diese Konferenz findet, von Norman Denzin initiiert, jährlich in Urbana, IL (USA) statt, siehe [www.icqi.org](http://www.icqi.org)

Hallo,

eigentlich wollte ich für meine Diplomarbeit einen Onlinefragebogen erstellen (es geht um Abgrenzung in der Beziehung erwachsener Kinder zu ihren Eltern). Da meine Konstrukte aber schwer zu fassen und zu operationalisieren sind, meinte meine Betreuerin neulich: Haben Sie schon mal darüber nachgedacht, das Ganze qualitativ anzugehen und Interviews durchzuführen?

Mhm, naja. Ich durchwühle jetzt jede Menge Literatur, eher aus der sozialwissenschaftlichen Ecke. Aber ich finde einfach nichts Handfestes zur Auswertung qualitativer Daten. Das ist alles sehr schwammig. Und ich will ja auch ein paar Ergebnisse berichten am Ende. Bin grad sehr verzweifelt. Kann mir hier jemand einen Tipp geben?

Liebe Grüße,  
Dana

Man kann der Studentin Dana schwerlich widersprechen: So richtig Handfestes zur Auswertung qualitativer Daten ist nicht leicht zu finden. Genau an dieser Stelle setzt das vorliegende Buch an: Es will Wege aufzeigen, wie man qualitative Daten methodisch kontrolliert und in systematischer Weise auswerten kann. Qualitative Daten zu *erheben* ist nicht nur interessant und spannend, sondern in der Regel auch ohne größere *methodische* Probleme realisierbar. Die Schwierigkeiten betreffen eher den Feldzugang oder das eigene Verhalten im Feld, jedoch nicht die Methoden der Erhebung im engeren Sinne. Aber wie geht es nach der Erhebung der Daten weiter, wenn man beispielsweise Interviews mit einem Recorder aufgenommen hat, wenn man die Feldnotizen geschrieben oder Datenmaterial in Form von Videos gesammelt hat?

Nicht nur Studierende fühlen sich an diesem Punkt des Forschungsprozesses unsicher und scheuen das Risiko qualitativer Forschung, weil eben die Analyseprozesse und die einzelnen Schritte der Auswertung in der Literatur nicht genau beschrieben und deshalb nur schwer nachvollziehbar sind. In durch Drittmittel finanzierten Projekten sieht es im Prinzip nicht wesentlich anders aus. Sogar in Großprojekten, die innerhalb von DFG- oder BMBF-Projektverbänden gefördert werden, findet man häufig nur sehr unpräzise Beschreibungen des Vorgehens bei der Datenauswertung. Eher floskelhaft wird lediglich beschrieben, man habe sich „an der Grounded Theory orientiert“, „nach Mayring ausgewertet“, sei „inhaltsanalytisch vorgegangen“ oder habe „verschiedene Verfahren kombiniert und abgekürzt“. Eine präzisere, gut nachvollziehbare Darstellung der Vorgehensweise unterbleibt nur allzu häufig.

Nicht selten trifft man in punkto qualitative Datenanalyse allerdings auch auf eine Mentalität des (fälsch verstandenen) „anything goes“<sup>7</sup>: Forschende,

---

7 Das „Anything Goes“ des amerikanischen Wissenschaftstheoretikers Paul Feyerabend

die aus der Lektüre qualitativer Methodentexte eine solche Schlussfolgerung ziehen, glauben, sie könnten mehr oder weniger machen, was sie wollen, herrlich herum interpretieren und den eigenen Assoziationen freien Lauf lassen, ohne dass die Gefahr bestünde, durch einen strengen Methodiker in die Schranken gewiesen zu werden. Dabei können sie sich sogar noch auf die in der Diskussion um die Gütekriterien qualitativer Forschung anzutreffenden konstruktivistischen und postmodernen Standpunkte berufen, die betonen, dass die soziale Welt selbst kognitiv konstruiert sei und multiple Welten und Weltansichten nebeneinander existierten, sodass die Frage allgemeingültiger und objektiver Gütekriterien ohnehin obsolet sei. Solche Positionen werden in diesem Buch nicht geteilt, sondern mir erscheint die von Seale entwickelte Position eines „subtilen Realismus“ (Seale, 1999) überzeugend: Seale plädiert im Diskurs um die Qualität qualitativer Forschung (an Hammersleys (1992) Arbeit anknüpfend) für einen pragmatischen Kompromiss zwischen den beiden Extremen, nämlich zwischen dem Festhalten an den starren Regeln der klassischen Forschungskonzepte (Objektivität, Reliabilität, Validität) einerseits und der Zurückweisung allgemeiner Kriterien und Standards andererseits. Gegenüber einer „sceptical audience“ (Seale, 1999, S. 467) wie auch gegenüber forschungsfördernden Institutionen bedeutet die Formulierung angemessener Qualitätskriterien und die präzise Beschreibung und Dokumentation analytischer Verfahrensweisen (vgl. Kapitel 6) zweifellos einen Zuwachs an Glaubwürdigkeit und Reputation.

#### 1.4 Die Zentralität der Forschungsfrage

Dreh- und Angelpunkt jedes Forschungsprojektes ist die *Forschungsfrage*: Was will man überhaupt durch das Forschungsprojekt erfahren? Was ist das spezielle Problem, über das man gerne mehr wüsste? Warum und mit welcher praktischen Zielsetzung? Welcher Typ von Untersuchung soll durchgeführt werden, um über die Forschungsfrage Aufschluss zu erhalten? Welche Methoden sind für die Forschungsfrage optimal angemessen?

Miller und Salkind unterscheiden zwischen drei prinzipiellen Typen von Forschung, die sich auch in entsprechenden Designs niederschlagen: *Basic Research* (Grundlagenforschung), *Applied Research* (Angewandte Forschung) und *Evaluation Research* (Evaluationsforschung) (Miller & Salkind, 2002). Zwar ist Basic Research prädestiniert für experimentelle Methoden und das Testen von Hypothesen, dennoch gilt, dass alle drei Forschungstypen sowohl mit qualitativen wie mit quantitativen Methoden arbeiten können. Es ist, so Miller und Salkind, die unterschiedliche Frage-

---

war ja keineswegs als Freibrief gemeint, nun methodisch alles machen zu dürfen, was einem so einfiel, sondern als Aufforderung zum kreativen Einsatz von Methoden.

richtung von Forschungsfragen, welche die Differenz zwischen den Methoden ausmacht:

„They are not another way to answer the same question. Instead, they constitute a relatively new way to answer a different type of question, one characterized by a unique approach with a different set of underlying assumptions reflecting a different worldview of how individuals and group behavior can best be studied.“ (Miller & Salkind, 2002, S. 143)

Eine etwas andere Unterscheidung von Formen empirischer Untersuchungen nimmt Diekmann vor, der vier Studientypen unterscheidet (vgl. Diekmann, 2007, S. 33–40): explorative, deskriptive und hypothesentestende Studien sowie als vierten Typ Evaluationsstudien. In allen vier von Diekmann genannten Untersuchungsformen können sowohl qualitative als auch quantitative Methoden zum Einsatz kommen, auch die Kombination beider Methoden innerhalb eines Untersuchungstyps ist möglich. Der Anteil qualitativer Methoden ist, so Diekmann, bei den einzelnen Untersuchungsformen unterschiedlich. Während man bei explorativen Studien überwiegend qualitative Methoden antrifft, findet man unter den deskriptiven Studien, die einen möglichst verallgemeinerbaren Überblick geben wollen, eher quantitativ orientierte Surveyforschung. Für alle vier Untersuchungsformen gilt, dass sie ihren Ausgangspunkt in einer *Forschungsfrage* haben. Ohne eine solche ist wissenschaftliche Forschung nur schwer vorstellbar. Denn gleichgültig, ob es sich nun um eine Qualifikationsarbeit handelt oder einen Forschungsantrag, für den man Drittmittelunterstützung erhalten möchte, im ersten Schritt steht man immer vor der Aufgabe, ein Exposé, eine Forschungsskizze oder einen Forschungsantrag zu erarbeiten, in dem die Darlegung der Forschungsfrage eine zentrale Rolle spielt.

Bei der *Formulierung der Forschungsfrage* sollte man sich immer des theoretischen Hintergrunds versichern und das eigene Vorwissen reflektieren, sich also fragen: Welche Gedanken habe ich mir schon über das Forschungsfeld gemacht? Welche anderen Forschungen gibt es bereits? Welche Theorien scheinen mir in Bezug auf meine Forschungsfrage Erklärungskraft zu besitzen? Welche Vorurteile besitze ich selbst und welche kennzeichnen die Scientific Community, in der ich beheimatet bin?

Ein Tabula-rasa-Denken, das heißt die Vorstellung, sich gänzlich ohne Vorwissen als „unbeschriebenes Blatt“ einem Forschungsgegenstand zuwenden zu können, ist reine Fiktion (vgl. Kelle, 2007c). Selbst dann, wenn man – aus wohl begründeten Überlegungen heraus – sich nicht auf vorhandene Forschungsergebnisse beziehen will, weil man „vorurteilslos“ an die Forschungsfrage herangehen bzw. sich ins Feld begeben will, sollte man genau dies und die Begründung für dieses Tun reflektieren und auch zu Papier bringen. Der bloße Verweis auf Autorinnen und Autoren, die eine solche theorieleose Herangehensweise empfehlen, kann als Begründung nicht aus-

reichen, stattdessen bedarf es der Reflexion, warum genau eine solche theorieabstinente Vorgehensweise für die Beantwortung der eigenen Forschungsfrage angemessen ist und man sich hiervon bessere Ergebnisse verspricht. Nicht selten trifft man unter Bezug auf die Grounded Theory auf Aussagen, denen zufolge das Lesen von Büchern zum Themenbereich der Forschung als forschungsmethodisch kontraproduktiv bezeichnet wird. Dies ist ein grotesker Unsinn, der allenfalls geeignet ist, qualitative Vorgehensweisen zu diskreditieren. Auch in der Grounded Theory selbst hat man längst dieses Missverständnis der Rezeption der frühen Grounded Theory Texte (Glaser & Strauss, 1998) richtiggestellt (Corbin, 2004; Strauss, 2004). Natürlich gibt es Forschungssituationen, die es nahe legen, zunächst einmal Erfahrungen im Feld zu machen. Wer das Leben von Nicht-Sesshaften teilnehmend beobachtend erfahren will, braucht dazu nicht vorher wochenlang in der Bibliothek zu sitzen und die soziologische und psychologische Literatur über Nicht-Sesshafte durchzuarbeiten. Dass aber jemand die Ursachen rechtsradikalen Denkens bei Jugendlichen analytisch erforschen will und dabei konsequent alle Forschungen und alle Literatur ignorieren soll, die sich bereits mit dem Problem beschäftigen, ist nur schwer vorstellbar. In diesem Buch wird die Position vertreten, dass es sinnvoll und nötig ist, bei der Erforschung von sozialen Phänomenen vom erreichten Forschungsstand auszugehen. Man kann Hopf und Schmidt nur beipflichten, wenn sie dazu ermuntern, sich den aktuellen Forschungsstand zum gewählten Thema zu erarbeiten:

„Nichts spricht deshalb dafür, die Unabhängigkeit des eigenen Urteils vorschnell zu pessimistisch einzuschätzen und sich damit auch viele Erkenntnismöglichkeiten zu zerstören, die mit einer theoriegeleiteten, vom erreichten Forschungsstand ausgehenden empirischen Forschung verbunden sind.“ (Hopf & Schmidt, 1993, S. 17)

## 1.5 Die Notwendigkeit von methodischer Strenge

Wie lässt es sich begründen, bei der Auswertung qualitativer Daten methodisch kontrolliert und streng regelgeleitet vorzugehen? Behindert eine solche Herangehensweise nicht die Kreativität und Offenheit qualitativer Verfahren? Für die qualitative Forschung werden seit Mitte der 1990er Jahre Fragen der Qualität und der Geltungsbegründung vermehrt diskutiert, wobei drei prinzipielle Standpunkte in Bezug auf die Übernahme der bestehenden Gütekriterien für quantitative Forschung eingenommen werden:

- a) **Universalität:** Es gelten für die qualitative Forschung die gleichen Kriterien wie für die quantitative Forschung.
- b) **Spezifität:** Es müssen eigene methodenangemessene Kriterien für die qualitative Analyse formuliert werden.

- c) **Ablehnung:** Für die qualitative Forschung werden Gütekriterien generell zurückgewiesen.

Flick fügt noch eine vierte Variante an, nämlich dass Antworten auf die Frage nach der Güte jenseits der Formulierung von Kriterien gefunden werden sollten, etwa in Form eines Total Quality Managements, welches den gesamten Forschungsprozess zum Gegenstand hat. Für den generellen Diskurs um die Gütekriterien qualitativer Forschung soll es hier genügen auf einschlägige Beiträge zu verweisen (Flick, 2007a; Grunenberg, 2001; Seale, 1999; Steinke, 1999). An dieser Stelle soll das Thema nur mit Blickrichtung auf die qualitative Inhaltsanalyse fokussiert betrachtet werden, wobei die zweite der o. g. Positionen zur Grundlage gemacht wird, spezielle und angemessene Kriterien für die qualitative Forschung zu formulieren und nicht einfach solche der quantitativen Forschung zu übernehmen. Dort haben sich, angelehnt an die psychologische Testtheorie, die Kriterien Objektivität, Reliabilität und Validität fest etabliert und sind heute in jedem Lehrbuch der Methoden der Sozialforschung anzutreffen (vgl. Diekmann, 2007; Kromrey, 2006; Schnell, Hill, & Esser, 2008). Diese Gütekriterien sind an der naturwissenschaftlichen Logik des Messens orientiert und eher statisch auf messbare Größen (z. B. Reliabilitätskoeffizienten) hin orientiert. Kriterien für die Qualität qualitativer Forschung können hingegen von vornherein nicht auf die Berechnung einer Maßzahl hinauslaufen. Für eine solche Berechnung fehlt die datenmäßige Grundlage, stattdessen müssen die Kriterien per se eher prozessorientiert sein.

In den letzten Jahren sind verstärkt Bemühungen gemacht worden, qualitative Forschungsabläufe zu kanonisieren und Qualitätsgesichtspunkte zu diskutieren (Flick, 2007a; Flick 2010 in Mey & Mruck). Insbesondere die Arbeiten von Clive Seale sind viel beachtet worden. Seale und Silverman (1997, S. 16) plädierten – wie oben dargestellt – in einem programmatischen Aufsatz für die Sicherstellung von Strenge in der qualitativen Sozialforschung („ensuring rigour in qualitative Research“) und die Konstituierung von Qualitätskatalogen. Bedeutet dies nun, dass die Logik von Qualitätskriterien quantitativer Forschung zu übernehmen ist und technisch fixierte Auswertungsinstrumentarien anzuwenden sind? Seales Position, der „subtle realism“, geht hier einen mittleren Weg, jenseits von umstandsloser Annahme oder Ablehnung der klassischen Qualitätskriterien. Die Gütekriterien quantitativer Forschung sind nicht eins zu eins auf die qualitative Forschung übertragbar. Qualitative Forschung geschieht in natürlichen Settings und unterscheidet sich stark vom Ablauf des hypothetiko-deduktiven Forschungsmodells (vgl. Kelle, 2007c, S. 57–63). Dort steht das Testen von Hypothesen im Mittelpunkt und das Ziel ist die Erstellung von – möglichst generalisierbaren – kausalen Wirkungsmodellen. Auch qualitative Forschung will durchaus verallgemeinern, aber dies ist nicht ihre allein selig machende Bestimmung. Vor allem der Anspruch einer möglichst weiten Generalisie-

nung, der der Forschungslogik des hypothetiko-deduktiven Modells inne-  
wohnt, ist ihr fremd (Seale, 1999, S. 107). Letzten Endes ist das Ziel des  
hypothetiko-deduktiven Modells das Auffinden von Gesetzen mit möglichst  
überörtlicher und überzeitlicher Geltung, während es in der qualitativen  
Forschung, und zwar auch in der speziell auf Theoriebildung zielenden  
Grounded Theory, um Theorien mittlerer Reichweite geht.

Was spricht nun konkret dafür, bei der Auswertung qualitativen Materi-  
als methodische Strenge an den Tag zu legen? Für eine systematische, meth-  
odisch kontrollierte Inhaltsanalyse spricht im Anschluss an Grunenbergs  
allgemeine Betrachtung (vgl. Grunenberg, 2001) vor allem, dass

- der sich nur allzu leicht einstellende Anekdotismus dadurch vermieden  
wird, dass das gesamte Material in die Analyse einbezogen wird,
- generell die Nachvollziehbarkeit für die Scientific Community und inter-  
essierte Leser und Leserinnen erhöht wird,
- das Vertrauen in die Forschenden und die Forschungsergebnisse wächst,  
wenn bestimmte Standards eingehalten werden,
- sich auch außerhalb der Community qualitativer Forscher eine höhere  
Reputation erzielen lässt,
- die Akzeptanz bei Drittmittelgebern größer ist.

Bestandteil methodischer Strenge ist auch das Thema „Umgang mit Zahlen  
in der qualitativen Forschung“. Zahlen können nämlich durchaus in der  
qualitativen Forschung eine Rolle spielen.

„Yet, as I showed in the last chapter, numbers have a place within quali-  
tative research, assisting, for example, in sensitive attempts to learn les-  
sons in one place that have relevance for actions and understanding in  
another place. There is a variety of other uses of numbers which can en-  
hance the quality of qualitative research ...“ (Seale, 1999, S. 120)

Als Ergebnis seines sehr instruktiven Überblicks über Nutzen und Verwen-  
dung von Zahlen in der qualitativen Forschung (vgl. 1999 Kap. 9) formu-  
liert Seale das Prinzip „Zählen des Zählbaren!“ („Count the countable“, ebd.,  
S. 121). Zahlen können unterschiedliche Funktionen wahrnehmen, sie kön-  
nen nicht nur einfache Häufigkeiten oder Prozentuierungen darstellen, son-  
dern auch für komplexere statistische Berechnungen, beispielsweise Kreuz-  
tabellen mit Chi-Quadrat-Test bis hin zur Clusteranalyse (Kuckartz, 2010a,  
S. 227–246; Kuckartz & Grunenberg, 2010), herangezogen werden. Sie  
können Argumentationen verdeutlichen, als Indiz für Theorien und als Un-  
terfütterung für Verallgemeinerungen gelten. Seales Parole „Wider den  
Anekdotismus!“ bringt die Bedeutung der Verwendung von Zahlen prägn-  
ant zum Ausdruck (Seale, 1999, S. 138).